

Unverkäufliche Leseprobe des Claassen Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Claassen Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.claassen-verlag.de>

José Carlos Somoza

Das Rätsel des Philosophen

Roman

Aus dem Spanischen
von Klaus Laabs und Joachim Meinert

Claassen

Denn es gibt eine unwiderlegbare Beweisführung, die demjenigen, der es wagt, auch nur eine Kleinigkeit von solchen Dingen niederzuschreiben, in den Weg tritt, eine Beweisführung, die ich schon oft vorgetragen habe, die aber auch jetzt vorgetragen werden zu müssen scheint.

Für jedes Ding gibt es dreierlei, wodurch sich notwendigerweise seine Erkenntnis vollzieht, dazu kommt als viertes die Erkenntnis selbst, als fünftes muß man das selber ansetzen, was eben Objekt der Erkenntnis und das wahrhaft Seiende ist, nämlich erstens der Name, zweitens die Definition, drittens das Abbild ...

Platon, *Der siebente Brief*

I¹

Der Leichnam lag auf einer Trage aus dünnen Birkenreisern. Oberkörper und Bauch waren eine einzige blutige Masse von aufgerissenem, zerfetztem Fleisch unter einer Kruste aus geronnenem Blut und getrockneter Erde, nur der Kopf und die Arme sahen nicht ganz so schlimm aus. Ein Soldat hatte das über den Körper gelegte Tuch aufgeschlagen, damit Aschylos ihn in Augenschein nehmen konnte. Schaulustige umringten ihn, zuerst zaghaft, dann scharten sie sich in immer größerer Zahl im Kreis um den schaurigen Leichnam. Die Kühle sträubte das blaue Fell der Nacht, und Boreas, der Nordwind, ließ die Goldmähne der Fackeln, die dunklen Borten der Umhänge und den dichten Federbusch der Soldatenhelme flattern. Die

¹ *Es fehlen die ersten fünf Zeilen. Montalo, Herausgeber des Originaltextes, erklärt, vom Papyrus sei an dieser Stelle ein Stück abgerissen. Ich beginne meine Übersetzung von DAS RÄTSEL DES PHILOSOPHEN daher mit dem ersten Satz von Montalos Text, dem einzigen, über den wir verfügen. (Anm. d. Übers.)*

Stille hielt die Augen aufgerissen: Alle Blicke starrten auf das schreckliche Untersuchungswerk des Aschylos, wie er mit Hebammengriffen die Wundlippen auseinander klappte und mit den Fingern in den grausigen Höhlungen wühlte – er glich darin einem Leser, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Zeigefinger über die Schriftzeichen auf einem Papyrus gleiten läßt. Sein Sklave hielt ihm die Lampe und schirmte dabei die Flamme mit der Hand vor den Windstößen ab. Der Einzige, der etwas sagte, war Kandalos der Alte: Als die Soldaten mit dem Toten kamen, hatte er laut durch die Straßen geschrien und die Nachbarn geweckt, und noch immer hallte sein Gezeter in ihm wider. Er hinkte um den Kreis der Gaffer, als ob die Kälte seinem halb nackten Körper nichts anhaben könnte, schleppte den linken, klumpigen Fuß nach, eine einzige schwärzliche Satyrkralle. Mit den schilfrohrdünnen Armen suchte er Halt an fremden Schultern und rief immerzu: »Es ist ein Gott ... Schaut ihn an! So steigen die Götter vom Olymp herab. Rührt ihn nicht an! Sagte ich es euch nicht? Es ist ein Gott ... Beschwöre es, Kallimachos! Beschwöre es, Euphorbos!«

Seine gewaltige weiße Mähne, die sich wie ein Ausläufer seines Wahnsinns wirr auf dem kantigen Schädel sträubte, wehte im Wind und verdeckte ihm zur Hälfte das Gesicht. Doch niemand achtete groß auf ihn: Die Leute betrachteten lieber den Toten als den Irren.

Der Hauptmann der Grenzwachen war mit seinen Soldaten aus dem Nachbarhaus getreten und rückte sich abermals den mähnengeschmückten Helm zurecht: Es konnte nicht schaden, die Menge auf seine militärischen Rangabzeichen hinzuweisen. Aus dem dunklen Visier heraus fasste er die Umstehenden ins Auge, sein Blick blieb an Kandalos hängen, und gleichgültig zeigte er auf ihn, als gälte es eine lästige Fliege zu verscheuchen. »Bei Zeus,

bring ihn zur Ruhe!«, befahl er in die Runde seiner Soldaten.

Einer von ihnen trat auf den Alten zu, hob seine Lanze und ramnte den Schaft mit waagerechtem Stoß in den knittrigen Papyrus von Kandalos' Unterleib. Der Alte schnappte mitten im Wort nach Luft und fiel dann wie ein Haar im Wind lautlos in sich zusammen. Wimmernd wand er sich am Boden. Die Menge war dankbar für die plötzliche Stille.

»Dein Befund, Physikus?«

Aschylos, der Arzt, ließ sich Zeit mit der Antwort, hob noch nicht einmal den Blick zum Hauptmann. So mochte er nicht angesprochen werden, als »Physikus«, und am wenigsten in diesem alles und jeden herabwürdigenden Ton. Aschylos war kein Militär, sondern entstammte einem alten Aristokratengeschlecht und hatte eine vorzügliche Bildung genossen: Er kannte die Aphorismen des Hippokrates gut, hielt sich in allen Punkten an den ärztlichen Eid und hatte eine lange Studienzzeit auf der Insel Kos zugebracht, wo er die heilige Kunst der Asklepiaden, der Schüler und Erben des Hippokrates, erlernt hatte. Nein, er war keiner, den ein Hauptmann der Grenz-wachen so einfach demütigen durfte. Ohnedies war er gekränkt: Die Soldaten hatten ihn in grauer Morgenstunde geweckt, damit er auf offener Straße den Leichnam jenes Jünglings examinierte, den sie auf einer Tragbahre vom Berg Lykabettos herbeigeschafft hatten, und natürlich sollte er jetzt auch noch eine Art von Befund erstellen. Er aber, Aschylos, das wusste doch jeder, war kein Arzt für Tote, sondern für Lebende, und er fand, dass diese unwürdige Aufgabe seinem Amt abträglich war. Er hob die Arme des zerfleischten Körpers an, die einen Schweif aus blutigen Säften hinter sich herzogen, und sein Sklave säuberte sie eilends mit einem in geweihtes Wasser getauch-

ten Tuch. Zweimal räusperte er sich, bevor er zur Rede ansetzte, dann sprach er: »Wölfe. Wahrscheinlich wurde er von einem hungrigen Rudel angegriffen. Bisse, Klauenhiebe ... Das Herz fehlt. Es wurde ihm herausgerissen. Die Höhlung, durch die die warmen Körpersäfte fließen, ist teilweise leer ...«

Das Gerücht fegte langsträhnig über die Lippen der Schaulustigen.

»Hast du gehört, Hämodoros?«, flüsterte ein Mann seinem Nachbarn zu. »Wölfe.«

»Dagegen muss etwas unternommen werden«, erwiderte der andere. »Wir wollen die Sache vor die Volksversammlung bringen ...«

»Die Mutter ist bereits verständigt«, verkündete der Hauptmann. Mit seinem entschiedenen Tonfall brachte er die Kommentare zum Verstummen. »Ich wollte ihr noch keine Einzelheiten sagen, sie weiß lediglich, dass ihr Sohn tot ist. Und sie wird den Leichnam nicht zu Gesicht bekommen, ehe Daminos von Klazobion eingetroffen ist: Er ist jetzt der einzige Mann in der Familie und wird entscheiden, was zu tun ist.« Er sprach mit machtvoller Stimme, an Gehorsam gewöhnt, die Beine breit in den Boden gerammt, die Fäuste auf den kurzen Rock unter seinem Umhang gestemmt. Dem Anschein nach sprach er zu den Soldaten, doch war zu spüren, wie sehr er die Aufmerksamkeit des gewöhnlichen Volks auskostete. »Was uns betrifft, wir haben unsere Arbeit getan!« Und an die Gruppe der Zivilpersonen gewandt, setzte er hinzu: »Nun denn, Bürger, geht nach Hause! Hier gibt es nichts mehr zu sehen! Versucht noch ein wenig zu schlafen, wenn ihr könnt ... Noch ist es Nacht!«

Der kleine Menschauflauf zerstreute sich, so wie in einer vom launischen Wind gezausten dichten Mähne jedes einzelne Haar in einer anderen Richtung flattert; man-

che schritten in Grüppchen davon, noch immer in erregtem Gespräch über das schreckliche Geschehnis, andere allein, stumm für sich.

»Es stimmt, auf dem Lykabettos wimmelt es von Wölfen, Hämodoros. Ich habe gehört, dass sie schon über etliche Bauern hergefallen sind ...«

»Und nun ... dieser arme Ephebe! Wir müssen in der Volksversammlung darüber reden.«

Ein untersetzter, stark beleibter Mann hatte sich nicht vom Fleck gerührt, als die Übrigen auseinandergingen. Er stand zu Füßen des Leichnams, betrachtete ihn mit halb geschlossenen Augen, leidenschaftslos, ohne den geringsten Ausdruck auf dem vollen, wiewohl nicht unschönen Antlitz. Es sah aus, als schliefe er im Stehen. Die davoneilenden Männer wichen ihm aus, sie gingen dicht an ihm vorbei, ohne ihn anzuschauen, als ob er eine Säule oder ein Stein wäre.

Ein Soldat trat zu ihm und zupfte ihn an seinem Umhang. »Geh nach Hause, Bürger. Los, du hast doch unseren Hauptmann gehört.«

Der Mann schien sich nicht angesprochen zu fühlen: Er blickte unverwandt in eine Richtung, wobei er sich mit den dicken Fingern sacht über den sorgfältig gestutzten silbergrauen Bart strich. Der Soldat dachte, er sei taub, gab ihm einen leichten Knuff und sprach lauter: »He, du, mit dir spreche ich! Hast du unseren Hauptmann nicht gehört? Scher dich nach Hause!«

»Entschuldige«, sprach der Mann in einem Ton, der nicht im Geringsten verriet, dass ihn die Aufforderung des Soldaten völlig gleichgültig ließ. »Ich geh ja schon.«

»Was guckst du denn so?«

Der Mann blinzelte kurz und löste dann den Blick von der Leiche, die ein anderer Soldat nun wieder zudeckte. »Ach, nichts. Ich dachte nur nach«, sagte er.

»Dann denk in deinem Bett weiter.«

»Recht hast du«, pflichtete ihm der Mann bei. Er schien aus einem kurzen Schlaf erwacht zu sein, schaute noch einmal um sich und ging gemächlich davon.

Die Gaffer waren alle fort, und auch Aschylos, der mit dem Hauptmann der Wachen noch etwas erörterte, schien mehr als bereit, schleunigst zu verschwinden, sobald sein Gesprächspartner es erlaubte. Selbst der alte Kandalos kroch wimmernd und vor Schmerz gekrümmt unter den Fußritten der Soldaten auf allen Vieren davon, in irgendeinen dunklen Winkel, wo er, von seinen Irrsinns träumen heimgesucht, die Nacht herumbringen könnte; seine lange weiße Mähne wurde im Wind lebendig, sie wallte ihm tief über die Schultern, stob im nächsten Augenblick auf wie ein wirrer Haufen von Schneehaaren, wie ein vom Winde gezauster schlohweißer Helmbusch. Am Himmel, über den scharfen Umrissen des Parthenontempels, zerfrante langsam der goldgesäumte Wolkenkopf der Nacht, als ob eine Jungfrau geruhsam ihr Haar kämmte.²

Doch der beleibte Mann, den der Soldat offenbar aus einem Traum gerissen hatte, drang nicht wie die anderen in das haarfeine Gesträhl der Gassen ein, das den verwinkelten Stadtkern bildete, sondern umrundete zögernd,

² Auffallend der übertriebene Gebrauch von Metaphern wie »Mähne« oder »Haarschopf«, »Haarsträhnen«, »Schweif«, die von Beginn des Textes an hier und da eingestreut sind. Möglich, dass sie auf eine Eidesis hinweisen, doch ist dies noch nicht gesichert. Montalo scheint nichts aufgefallen zu sein, er erwähnt es in seinen Anmerkungen nicht. (Anm. d. Übers.)

als habe er es sich zweimal überlegt, den kleinen Platz und ging dann gemächlichen Schritts auf das Haus zu, aus dem kurz zuvor der Wachhauptmann getreten war. Jetzt drangen, deutlich vernehmbar, Klagelaute aus dem Gebäude. Obwohl es noch im Halbdunkel der allmählich schwindenden Nacht lag, war zu erkennen, dass hier eine ziemlich wohlhabende Familie wohnen musste: Es war geräumig, besaß ein Obergeschoss und einen ausgedehnten Vorgarten, den eine flache Mauer umgrenzte. Die Haustür, zu der man über eine kleine Treppe gelangte, war zweiflügelig und von dorischen Säulen eingefasst. Die Tür stand offen. Auf der Treppe saß im Schein einer an der Wand befestigten Fackel ein Knabe.

Als der Mann näher trat, schwankte ein Greis im grauen Sklavengewand heraus, und der Ankömmling dachte des Taumelns wegen zunächst, er sei betrunken oder fußlahm, merkte aber dann, dass er bitterlich weinte. Der Alte blickte ihn im Vorbeigehen nicht an: Er hatte die schmutzigen Hände vor das Gesicht geschlagen und wankte auf dem Gartenpfad blindlings zu einem kleinen Standbild des Schutzgottes Hermes, abgerissene, unverständliche Sätze stammelnd, aus denen man bisweilen etwas heraushörte wie »Meine Herrin!« oder »Ach, so ein Unglück!«. Der Mann wandte sein Augenmerk von ihm ab und dem Kind zu, das ihn, keineswegs schüchtern, beobachtete. Es hockte noch immer, die dünnen Arme um die Beine geschlungen, auf den Stufen.

»Dienst du in diesem Haus?«, fragte er und hielt ihm einen rostigen Obolus hin.

»Ja, doch ich könnte ebenso gut in deinem dienen.«

Der Mann war überrascht von der flinken Antwort und der trotzig klaren Stimme. Er schätzte den Knaben auf nicht älter als zehn. Um die Stirn hatte er einen Tuchstreifen gebunden, der mit Mühe das Gewirr des blonden

Haarschopfs zusammenhielt, nicht richtig blond eigentlich, eher honigfarben, obwohl man den genauen Farbton im Funzellicht der Fackel nur schwer ausmachen konnte. Das blasse Gesicht deutete nicht auf lydische oder phönikische Abstammung hin, es ließ eher an eine Herkunft aus dem Norden denken, vielleicht aus Thrakien; in seiner Miene, mit der gerunzelten Stirn und dem asymmetrischen Lächeln, lag eine Menge Verstand. Er trug nichts weiter als das graue Sklavengewand, schien aber trotz der nackten Arme und Beine nicht zu frieren. Geschickt fing er den Obolus auf und versteckte ihn zwischen den Falten seines Gewands. Er blieb sitzen und schlenkerte mit den bloßen Füßen.

»Zur Zeit brauche ich nur einen Dienst«, sagte der Mann. »Melde mich bei deiner Herrin an.«

»Meine Herrin empfängt niemanden. Ein hoher Soldat, der Hauptmann der Wachen, war vorhin bei ihr und hat ihr gesagt, dass ihr Sohn tot ist. Jetzt schreit sie und rauft sich die Haare, sie ruft die Götter an und verflucht sie.«

Als hätten seine Worte eines Beweises bedurft, war nun tatsächlich aus der Tiefe des Hauses ein mehrstimmiges, lang gezogenes Klagegeheul zu hören.

»Das sind ihre Sklavinnen«, erklärte der Knabe ungerührt.

Der Mann erwiderte: »Hör zu. Ich kannte den Gemahl deiner Herrin ...«

»Der war ein Verräter«, unterbrach ihn der Knabe. »Er ist schon lange gestorben, er wurde zum Tode verurteilt.«

»Ja, darum ist er gestorben: weil er zum Tode verurteilt war. Aber deine Herrin kennt mich gut, und da ich einmal hier bin, möchte ich ihr mein Beileid aussprechen.« Er zog einen weiteren Obolus aus dem Umhang, der ebenso rasch den Besitzer wechselte wie der vorige.

»Geh zu ihr und sage, Herakles Pontor möchte sie sprechen. Wenn sie mich nicht sehen will, verschwinde ich. Nun geh aber und sag es ihr.«

»Ich will es tun. Aber wenn sie dich nicht empfängt, muss ich dann die Münzen zurückgeben?«

»Nein. Die sind für dich. Wenn sie mich jedoch empfängt, bekommst du noch einen Obolus dazu.«

Mit einem Satz war der Knabe auf den Beinen. »Bei Apollon, du weißt, wie man Geschäfte macht!« Er verschwand im Dunkel des Eingangs.

Die zerzauste Wolkenmähne am nächtlichen Himmel hatte in der Zeit, die Herakles auf Antwort wartete, ihre Gestalt fast nicht verändert. Schließlich tauchte der Honigschopf des Knaben wieder aus der Dunkelheit auf: »Gib mir den dritten Obolus«, sagte er lächelnd.

Die Gänge im Innern des Hauses waren durch steinerne Bögen verbunden, die wie große aufgerissene Rachen wirkten und ein finsternes Labyrinth bildeten. In der Mitte eines der in Halbdunkel getauchten Flure hielt der Knabe inne und wollte die Fackel, mit der er den Weg gewiesen hatte, ins Maul eines Wandbügels stecken. Der Bügel war zu weit oben, und obwohl der kleine Sklave ihn nicht um Hilfe gebeten hatte – auf den Zehenspitzen versuchte er, mit aller Kraft hinaufzugelangen –, nahm Herakles die Fackel und ließ sie sacht in den Eisenring gleiten.

»Danke«, sagte der Knabe. »Ich bin noch nicht groß genug.«

»Bald wirst du es sein.«

Durch die Wände drang, aus unsichtbaren Mündern hervorbrechend, Schmerzensgeschrei, Geheul, Gebrüll. Es war, als ob alle Hausbewohner gleichzeitig ihr Leid herausschrien. Der Knabe – dessen Gesicht Herakles

nicht sehen konnte, da er, winzig und schutzlos, vor ihm herlief wie ein Lamm, das sich dem aufgerissenen Rachen eines gewaltigen finsternen Raubtiers nähert – schien plötzlich ebenfalls davon angesteckt. »Wir alle haben den jungen Herrn so geliebt«, sagte er, ohne sich umzudrehen oder stehen zu bleiben. »Er war sehr gut zu uns.« Er keuchte oder seufzte, vielleicht schniefte er durch die Nase. Herakles fragte sich einen Moment lang, ob er weinte. »Er ließ uns nur dann auspeitschen, wenn wir etwas wirklich Böses getan hatten, und den alten Iphimakos und mich hat er überhaupt nie bestraft ... Hast du auf den Sklaven geachtet, der das Haus verließ, als du kamst?«

»Nicht besonders.«

»Das war Iphimakos, der Pädagoge unseres jungen Herrn. Ihn hat die Nachricht ins Herz getroffen.« Und leise fuhr er fort: »Iphimakos ist ein guter Mensch, wenn auch ein bisschen einfältig. Ich komme gut mit ihm klar, aber das tue ich ja mit fast allen.«

»Das wundert mich nicht.«

Sie waren in einem Raum angekommen.

»Hier musst du warten. Die Herrin kommt gleich.«

Es war ein fensterloses, nicht sehr großes Gemach, erleuchtet von ein paar flackernden Öllämpchen, die auf niedrigen Steinsimsen standen. Als Schmuck dienten mehrere breitmäulige Amphoren. Es gab auch zwei alte Speisesofas, die indes nicht sonderlich einladend wirkten. Als Herakles allein war, fühlte er sich plötzlich beengt vom Dunkel jener Höhle, von dem ständigen Schluchzen und der stickigen Luft, die wie der Atem aus einem kranken Munde roch. Ihm schien, das ganze Haus sei auf Tod eingestimmt, so als habe man nie aufgehört, in seinem Innern täglich lange Totenfeiern zu halten. Wonach roch es nur?, fragte er sich. Nach dem Weinen einer Frau. Der

Raum war erfüllt vom klammfeuchten Geruch trauernder Frauen.

»Herakles Pontor, bist du es?«

Auf der Schwelle zu den inneren Gemächern zeichnete sich ein Schatten ab. Das schwache Licht der Öllämpchen ließ das Gesicht nicht erkennen, lediglich – durch einen merkwürdigen Zufall – die Lippenpartie. So dass Herakles als erstes den Mund von Etis erblickte, und als dieser sich öffnete, um Worte hervorzubringen, ließ er eine schwarze Spindel hervortreten, gleich einem leeren Blick, der ihn aus der Entfernung musterte wie die Augen gemalter Figuren.

»Es ist lange her, seit du zum letzten Mal deinen Fuß auf die Schwelle meines bescheidenen Heims gesetzt hast«, sagte der Mund, ohne auf Antwort zu warten. »Sei willkommen.«

»Ich danke dir.«

»Deine Stimme ... Ich erinnere mich noch an sie. Und an dein Gesicht. Doch das Vergessen ereilt uns schnell, selbst wenn wir uns häufig sehen ...«

»Wir sehen uns nicht häufig«, entgegnete Herakles.

»Das stimmt. Deine Wohnung liegt ganz in der Nähe von meiner, aber du bist ein Mann, und ich bin eine Frau. Ich habe die Stellung einer *déspoïna*, Herrin eines einsamen Hauses, und du die deine: ein Mann, der auf der Agora spricht und in der Volksversammlung seine Meinung äußert. Ich bin nur eine verwitwete Frau. Du bist ein verwitweter Mann. Und beide erfüllen wir unsere Pflichten als Athener.«

Der Mund schloss sich, und die bleichen Lippen kräuselten sich zu einem feinen, nur angedeuteten Bogen. Ein Lächeln? Herakles war sich nicht sicher. Aus Etis' Schatten tauchten zwei Sklavinnen auf, die sie geleitet hatten; beide weinten oder schluchzten oder stimmten schlicht

einen einzigen, hin und wieder abbrechenden Ton an, wie Aulosbläser.

Ich muß ihre Schroffheit erdulden, dachte Herakles, denn sie hat soeben ihren einzigen Sohn verloren. »Ich entbiete dir mein Beileid«, sprach er.

»Danke.«

»Auf meinen Beistand kannst du zählen. In allem, was du brauchen solltest.«

Und sogleich erkannte er, dass er dies nicht hätte hinzufügen sollen. Die unendliche Distanz verkürzen, all die Jahre der Sprachlosigkeit in zwei Worte fassen zu wollen, hieß, die Grenzen seiner Visite überschreiten.

Der Mund öffnete sich, als wäre er ein kleines, aber gefährliches Tier, das geschlafen oder sich nur geduckt hatte und plötzlich eine Beute wahrnahm. »Deine Freundschaft mit Meragros ist damit entgolten«, erwiderte sie schroff. »Du brauchst nichts weiter zu sagen.«

»Es geht nicht allein um meine Freundschaft mit Meragros ... Ich halte es für eine Pflicht.«

»Ach, eine Pflicht.« Der Mund deutete – nun wirklich – ein unbestimmtes Lächeln an. »Eine heilige Pflicht, natürlich. Du redest noch immer wie früher, Herakles Pontor!«

Sie trat einen Schritt vor: Im Licht lagen nun die Pyramide ihrer Nase, die – von frischen Kratzwunden zerfurchten – Wangenknochen und die schwarzen Glutpunkte ihrer Augen. Sie war nicht so stark gealtert, wie Herakles erwartet hatte: Deutlich war noch – so schien ihm – das Prägema! des Künstlers sichtbar, der sie erschaffen hatte. Das faltenreiche Tuch ihres dunklen Peplos fiel in sanften Wellen über ihre Brust; eine Hand, die linke, war unter dem Umschlagtuch verborgen, die Rechte hielt das Gewand gerafft. An dieser Hand fand Herakles bestätigt, dass sie gealtert war, wie wenn die Jahre

an den Armen herabgeglitten wären, um sie an den Enden dunkel zu färben. Hier, nur hier, an den hervortretenden Knöcheln und den verkrümmten Fingern, war Etis' Alter zu erkennen.

»Ich danke dir, dass du deiner Pflicht nachgekommen bist«, murmelte sie, und in ihrer Stimme lag erstmals eine tiefe Aufrichtigkeit, die ihn erschütterte. «Wie hast du es so schnell erfahren?»

»Es war Lärm auf der Straße, als sie den Leichnam brachten. Alle Leute des Viertels sind wach geworden.«

Ein Schrei erscholl, dann ein zweiter. Einen widersinnigen Moment lang dachte Herakles, die Schreie kämen aus Etis' geschlossenem Mund: als ob sie in ihrem Innern aufbrüllte und ihr schmaler Körper widerhallte und geschüttelt würde von den Lauten aus ihrer Kehle.

Doch dann brach der Schrei schwarzgewandet in den Raum ein, stieß die Sklavinnen beiseite, lief in gekauerter Haltung von Wand zu Wand, sackte, ohrenbetäubend, sich windend, in einer Ecke zusammen, als sei die heilige Krankheit in ihn gefahren. Schließlich verebte er zu einem anhaltenden Klage-ton.

»Für Elea ist es noch viel schlimmer«, sagte Etis entschuldigend, als wolle sie Herakles für das Betragen ihrer Tochter um Verzeihung bitten. »Tramakos war nicht nur ihr Bruder, er war auch ihr *kyrios*, ihr rechtlicher Beschützer, der einzige Mann, den Elea kannte und liebte ...«

Etis wandte sich dem Mädchen zu, das sich in dem dunklen Winkel zusammengekauert und die Beine angezogen hatte, als wolle es nur den allerkleinsten Raum einnehmen oder im Schatten verschwinden wie ein schwarzes Spinnwebgewebe. Beide Hände vors Gesicht geschlagen, Augen und Mund übermäßig weit aufgerissen, wirkte das ganze Antlitz wie reduziert auf drei schwarze Kreise, geschüttelt von

heftigem Schluchzen. »Genug, Elea. Du weißt, du sollst das Frauengemach nicht verlassen, schon gar nicht in diesem Zustand. Vor einem Gast den Schmerz so zu zeigen! Das gehört sich nicht für eine Frau, die ihre Würde kennt. Geh auf dein Zimmer zurück!« Aber das Mädchen weinte nur um so heftiger. Etis hob die Hand und rief: »Ich sage es dir nicht noch einmal!«

»Erlaubt, Herrin«, bat eine der Sklavinnen, kniete rasch neben Elea nieder und sprach leise auf sie ein; Herakles verstand nicht, was sie sagte. Bald wurde Eleas Schluchzen zu unverständlichem Stammeln.

Als Herakles sich wieder Etis zukehrte, merkte er, dass sie ihn anschaute.

»Was ist passiert?«, fragte sie. »Der Hauptmann der Wachen hat mir nur erzählt, ein Ziegenhirte habe ihn unweit des Lykabetos tot aufgefunden ...«

»Aschylos, der Arzt, behauptet, es seien Wölfe gewesen.«

»Um mit meinem Sohn fertig zu werden, bräuchte es viele Wölfe!«

Und nicht wenige, um mit dir fertig zu werden, hohe Frau, dachte er.

Sie redete nun mit merkwürdiger Sanftheit, ohne sich Herakles zuzuwenden, als spreche sie allein für sich ein Gebet. Auf ihrem bleichen kantigen Gesicht fingen die Mäuler ihrer rötlich klaffenden Wunden erneut zu bluten an.

»Vor zwei Tagen ist er fortgegangen. Ich habe mich von ihm verabschiedet wie schon so oft, unbesorgt, er war ja schon ein Mann und konnte auf sich selbst aufpassen ... ›Ich werde den ganzen Tag auf die Jagd gehen, Mutter‹, sagte er. ›Ich werde Schlingen für die Hasen legen und meinen Quersack mit Wachteln und Krammetsvögeln für dich füllen.‹ Er wollte noch am selben Abend zurück sein.

Aber er kam nicht. Ich wollte ihn deswegen ausschelten, sobald er käme, nun aber ...«

Ihr Mund öffnete sich plötzlich, wie um ein ungeheuerliches Wort auszustoßen. So verharrte er ein Weilchen, die Kiefer aufgesperrt, die dunkle Ellipse des Schlundes erstarrt, stumm.³ Dann schloss sie den Mund sacht und murmelte: »Nun aber kann ich nicht vor den Tod hintreten und die Zähne fletschen – denn er würde nicht mit der Gestalt meines Sohnes zurückkehren und mich um Verzeihung bitten ... Mein geliebter Junge!«

Sanfte Zärtlichkeit ist bei ihr schrecklicher als das Gebrüll des Heros Stentor, dachte Herakles voller Bewunderung. »Die Götter sind bisweilen ungerecht«, sagte er, nur um etwas zu sagen, doch auch, weil er im Grunde davon überzeugt war.

»Red mir nicht von denen, Herakles ... Oh, red mir nicht von den Göttern!« Ihr Mund zitterte vor Zorn. »Es waren die Götter, die ihre Hauer in den Leib meines Sohnes schlugen und ihm mit einem Lächeln das Herz herausrissen und es verschlangen und mit Wonne den lindenden Duft seines Blutes atmeten. Ach, red in meiner Gegenwart bloß nicht von den Göttern!«

Herakles schien es, als versuche Etis vergebens, ihre Stimme zu dämpfen, die nun mit lautem Gebrüll aus ihrem Schlund hallte und ringsum Stille gebot. Die

³ *Der gesamte zweite Teil dieses Kapitels wird (wie der aufmerksame Leser bereits bemerkt haben dürfte) geprägt von Metaphern und Bildern im Zusammenhang mit »Mund«, »Maul« oder »Schlund«, »Rachen« sowie »Schrei« und »Gebrüll«. Es erscheint mir offenkundig, dass wir einen eidetischen Text vor uns haben. (Anm. d. Übers.)*

Sklavinnen hatten ihr die Köpfe zugewandt und starrten sie an; selbst Elea war verstummt und betrachtete die Mutter mit Todesehrfurcht.

»Zeus der Kronide hat den letzten, noch grünenden Eichbaum dieses Hauses niedergehauen! *Ich verfluche die Götter und ihr unsterbliches Geschlecht!*«

Ihre Hände waren erhoben, in einer schrecklichen, fast drohenden Gebärde. Dann senkte sie die Arme langsam und setzte, immer noch in fast schreiendem Ton, mit plötzlicher Verachtung hinzu: »Das höchste Lob, das die Götter von uns erwarten dürfen, ist unser *Schweigen!*«

Und dieses Wort »Schweigen« wurde von einem dreifachen Aufschrei unterbrochen. Der Laut senkte sich Herakles tief ins Ohr und begleitete ihn noch, als er das Trauerhaus verließ: ein ritueller, dreistimmiger Schrei, von Elea und den Sklavinnen ausgestoßen, die mit ihren aufgerissenen, verzerrten Mündern eine einzige Kehle bildeten, aus der drei unterscheidbare, spitze, ohrenbetäubende Töne hervorbrachen und das unheimliche Gebrüll des Schlundes in drei Richtungen aussandten.⁴

⁴ *Erstaunlich, dass Montalo in seiner gelehrten Edition des Originals – zumindest in diesem ersten Kapitel – keinerlei Bezug nimmt auf die offensichtliche Eidesis, die der Text aufweist. Doch womöglich kennt er diesen eigenartigen literarischen Kunstgriff nicht. Immer wieder begegnet man Übersetzern, manchmal sogar hochverehrten, die nichts von dieser Technik wissen, einer Technik, die auf jeden Fall nur von einigen wenigen griechischen Schriftstellern – keineswegs den namhaftesten – angewandt wurde. Ihr Hauptmerkmal besteht gerade darin, dass sie Unkundigen gar nicht auffällt. Um dem*

wissbegierigen Leser ein Beispiel zu liefern und zugleich ehrlich zu berichten, wie ich das in diesem Kapitel versteckte Bild entdeckt habe (denn ein Übersetzer muss in seinen Anmerkungen ehrlich sein, das Lügen ist Vorrecht des Schriftstellers), will ich das kurze Gespräch wiedergeben, das ich gestern mit meiner als hochgebildet und erfahren geschätzten Kollegin und Freundin Helena führte. Beim Mittagessen kamen wir auf das Thema unserer Arbeiten zu sprechen, und ich erzählte ihr voll Begeisterung, dass DAS RÄTSEL DES PHILOSOPHEN, das Werk, dessen Übersetzung ich gerade begonnen hätte, ein eidetischer Text sei. Sie hatte sich gerade mit der Linken eine Kirsche vom Teller gegriffen, deren Stiel nun reigungslos zwischen ihren Fingern schwebte, während sie mich fragend anblickte. »Ein ... was für ein Text?«

»Die Eidesis«, erläuterte ich ihr, »ist eine von den altgriechischen Schriftstellern erfundene Technik, um in ihren Werken geheime Botschaften oder Schlüssel zu übermitteln. Sie besteht darin, in einem beliebigen Text Metaphern oder Worte zu wiederholen, die, wenn sie von einem scharfsinnigen Leser herausgelöst werden, eine vom Originaltext unabhängige Idee oder Bildvorstellung ergeben. So brachte beispielsweise Arginusos von Korinth mittels Eidesis in einem langen Gedicht, das scheinbar den Blumen des Feldes galt, die vollständige Darstellung eines jungen Mädchens unter, das er liebte. Und Epaphos von Makedonien verbarg in einer epischen Schilderung vom Tode des Helden Patroklos ein eidetisches Testament. Und Euphronios von ...«

»Wie interessant«, meinte Helena gelangweilt. »Darf man nun erfahren, was dein anonymer Text, DAS RÄTSEL DES PHILOSOPHEN, verbirgt?«

»Das werde ich wissen, wenn ich ihn vollständig übersetzt habe. Im ersten Kapitel konzentriert sich die Eide-

sis auf ›Haarschöpfe‹ und ›Mähnen‹ sowie auf ›Münder‹ und ›Schlünde‹ oder ›Rachen‹, die ›schreien‹ oder ›brüllen‹, aber ...«

›Mähnen‹ und ›brüllende Rachen?‹, unterbrach sie mich. ›Vielleicht meint er einen Löwen, oder?‹ Und sie verspeiste die Kirsche.

Diese Fähigkeit der Frauen, ohne alle Anstrengung, auf dem kürzesten Wege zur Wahrheit vorzustoßen, habe ich immer gehasst. Ich war wie versteinert und schaute sie mit aufgerissenen Augen an. ›Na klar, ein Löwe‹, murmelte ich.

›Was ich nicht verstehe‹, fuhr Helena beiläufig fort, ›ist, weshalb der Autor die Idee eines Löwen für so geheim hielt, daß er sie mittels Eidesis verbergen wollte ...‹

›Das werden wir wissen, sobald ich die Übersetzung fertig habe: Einen eidetischen Text versteht man erst, wenn man ihn zu Ende gelesen hat.‹ Und während ich das sagte, dachte ich bei mir: Ein LÖWE, natürlich ... Wieso bin ich nur nicht gleich darauf gekommen?

›Na schön‹, sagte Helena und erklärte damit das Gespräch für beendet, zog ihre langen Beine an, die sie auf einen Stuhl gelegt hatte, stellte den Kirschenteller auf den Tisch und stand auf. ›Dann übersetz mal schön weiter und erzähl mir, was noch kommt.‹

›Erstaunlich ist, dass Montalo im Originalmanuskript nichts davon bemerkt hat ...‹, sagte ich noch.

›Schreib ihm doch einen Brief‹, schlug sie vor. ›Dann hast du ein gutes Gewissen und heimst dazu noch Ehre ein.‹

Und obwohl ich erst einmal so tat, als hielte ich davon nichts (damit sie nicht merkte, dass sie mir alle Probleme mit einem einzigen Federstrich gelöst hatte), habe ich genau das getan. (Anm. d. Übers.)

II¹

Die Sklavinnen richteten die Leiche von Tramakos, dem Sohn der verwitweten Etis, nach der Vorschrift her: Die grässlichen Wunden wurden mit Salben aus einem eigens dafür bestimmten Salbgefäß, dem *lékythos*, gereinigt; flinke Finger glitten über die zerfetzte Haut und strichen sie mit Essenzen und Duftstoffen ein; der Körper wurde in ein dünnes Leichentuch gehüllt und in saubere Wäsche gekleidet; das Gesicht blieb frei und der Unterkiefer wurde straff hochgebunden, so dass er nicht in furchterregender Totenstarre gähnte; unter die klebrige Zunge wurde der Obolus gelegt, der Charon für seinen Dienst zustand. Dann richteten sie eine mit Myrtenzweigen und

¹ »Die Faserung fasst sich klebrig an; die Finger rutschen auf der Oberfläche ab, wie von Öl benetzt; im mittleren Teil ist eine Art Abschuppung festzustellen«, erklärt Montalto zum Zustand der Papyrusstücke des Manuskripts am Anfang des zweiten Kapitels. Vielleicht wurden zur Herstellung Blätter von verschiedenen Pflanzen verwendet? (Anm. d. Übers.)

Jasmin bedeckte Lagerstatt her, die Schutzgott Hermes in Gestalt einer grauen Statuette bewachte, und legten den Leichnam, mit den Füßen in Richtung Tür, darauf. So sollte den ganzen Tag Totenwache für ihn gehalten werden; er befand sich dabei in Hermes' Obhut. Am Eingang zum Garten stand das *ardaníon*, die Amphore mit geweihtem Wasser – sie sollte von der Tragödie künden und die Besucher von der Berührung mit dem Unbekannten reinigen. Um die Mittagsstunde nahmen die Kondolenzbesuche zu, und die gemieteten Klageweiber stimmten ihre sich emporwindenden Gesänge an. Den ganzen Nachmittag reihte sich eine Menschenschlange auf dem Gartenweg: Ein jeder wartete schweigend in der feuchten Kühle unter den Bäumen, bis es an ihm war, ins Haus zu treten, an dem Leichnam vorbeizuziehen und den Angehörigen sein Beileid zu bekunden. Als Hausherr fungierte Tramakos' Onkel Daminos vom Demos Klazobion. Er war durch seine Schiffe und die Silbergruben von Laurion ein vermögender Mann geworden, und seine Gegenwart lockte viele Besucher herbei. Nur wenige kamen hingegen im Gedenken an Tramakos' Vater Meragros (der vor etlichen Jahren wegen Verrats an der Demokratie verurteilt und hingerichtet worden war) oder aus Achtung vor dessen Witwe Etis, auf die sich die Schande des Gatten übertragen hatte.

Herakles Pontor traf bei Sonnenuntergang ein, da er sich ebenfalls in die *ekphorá*, den Trauerzug, einreihen wollte, der – wie es Brauch war – erst zur Abendzeit stattfand. Er trat feierlich gemessenen Schrittes in die dunkle Vorhalle – die feucht und kalt und vom öligen Geruch der Salben erfüllt war – und schritt, der sich windenden Reihe der Besucher folgend, einmal um den Leichnam herum. Danach umarmte er stumm Daminos und Etis. Sie war in einen schwarzen Peplos und ein Umschlagtuch

mit großer Kapuze gehüllt. Beide sprachen kein Wort, ihre Umarmung war nur eine unter vielen. Während seines Rundgangs bemerkte Herakles etliche ihm bekannte Männer, aber auch Unbekannte: Da waren der edle Praxinoe und sein wunderschöner Sohn Antisos, der als einer der besten Freunde von Tramakos galt; da waren auch Isyphenes und Ephialtes, zwei angesehene Kaufleute, die zweifellos Daminos' wegen erschienen waren; da war aber auch, zu Herakles' großer Überraschung, der Dichter und Bildhauer Menekmos, seiner Art entsprechend recht nachlässig gekleidet, der sich einen Bruch der Trauersitte leistete, indem er zu Etis leise ein paar Worte sprach. Schließlich glaubte Herakles beim Hinausgehen in der feuchten Kühle des Gartens die kräftige Gestalt des Philosophen Platon unter den Wartenden zu erkennen, und schloss daraus, dass er wohl im Gedenken an seinen alten Freund Meragros gekommen war. Der Trauerzug schlug den Weg zum Friedhof durch die Straße der Panathenäen ein, er erschien wie ein riesiges, sich schlängelndes Lebewesen: Den Kopf bildete der von vier Sklaven getragene, schwankende Leichnam, hinter dem, in leidvolles Schweigen versunken, die unmittelbaren Angehörigen – Daminos, Etis und Elea – schritten, begleitet von Aulosbläsern, schwarz gewandeten jungen Männern, die auf den Beginn des Ritus warteten, um mit ihrem Spiel zu beginnen, und den weißen Peplen der vier Klageweiber. Den Körper stellten die in zwei Gliedern aufgereihten Freunde und Bekannten der Familie dar.

Der Zug verließ die Stadt durch das Dipylon-Tor und bog, schon weitab von den Lichtern der Wohnhäuser, in die vom feuchtkalten Nachtdunst erfüllte Heilige Straße ein. Die steinernen Denkmäler des Kerameikos wogten im Zitterschein der Fackeln: Überall sah man vom sanften Öl der Nachtfeuchte bedeckte Götter- und Heroenstatuen, In-

schriften auf hohen, von schwankenden Silhouetten gezierten Stelen, streng geformte Urnen, über die der Efeu kroch. Die Sklaven setzten die Leiche behutsam auf dem Scheiterhaufen ab. Die Flötenspieler entließen aus ihren Instrumenten sich emporwindende Töne; die Klageweiber zerrissen mit tänzerischen Gesten ihre Kleider und fielen in einen schaurig-kalt wogenden Gesang. Nun begannen die Trankopfer zu Ehren der Totengötter. Die Trauernden verteilten sich an verschiedene Stellen, um dem Ritus zuzuschauen: Herakles begab sich in die Nähe einer gewaltigen Statue des Helden Perseus; das abgeschnittene Medusenhaupt, das der Heros an den Schlangenhaaren gefasst hielt, schwebte in Höhe seines Gesichts und schien ihn aus leeren Augen anzustarren. Der Gesang brach ab, letzte Worte wurden gesprochen, und die vier goldenen Fackelköpfe senkten sich zu den Rändern des Scheiterhaufens: Die Feuerschlange erhob ihr vielfaches Haupt und leckte mit unzähligen Zungen die kalte, feuchte Nachtluft.²

Der Mann klopfte mehrmals an die Tür. Da niemand antwortete, pochte er ein weiteres Mal. Am dunklen Athener Himmel begannen sich vielköpfige Wolken zu regen.

Schließlich öffnete sich die Tür, es erschien, in ein schwarzes Tuch gehüllt, ein weißes Gesicht ohne mensch-

² »Kühle und Feuchtigkeit« sowie bestimmte »wogende« oder sich »windende« Bewegungen in allen Spielarten scheinen bei der Eidesis in diesem Kapitel vorzuherrschen. Es könnte durchaus ein Bild des Meeres sein (das würde gut zu den Griechen passen), aber was hat die so oft vorkommende Eigenschaft »klebrig«, »ölig« zu bedeuten? *Fahren wir fort.* (Anm. d. Übers.)

liche Züge. Der Mann war verwirrt, fast erschrocken, und zögerte, ehe er erklärte: »Ich möchte Herakles Pontor sprechen, den man den Rätsellöser nennt.«

Die Gestalt glitt stumm ins Dunkel, und der Mann trat, noch immer zögernd, ins Haus. Draußen war in unregelmäßigen Abständen das Krachen des Donners zu hören.

Herakles Pontor saß am Tisch seines kleinen Zimmers, er hatte seine Lektüre unterbrochen und starrte auf einen großen Mauerriss, der sich von der Decke bis zur Mitte der vorderen Wand schlängelte, als plötzlich sacht die Tür aufging und Ponsika auf der Schwelle erschien.

»Ein Besuch«, sagte Herakles, als er die von der maskierten Sklavin mit zarten Händen flinkfingrig ausgeführten, harmonisch wogenden Gesten entziffert hatte. »Ein Mann. Er will mich sprechen.« – Die Hände berührten sich, die zehn Fingerköpfe plauderten miteinander in der Luft. »Ja, lass ihn herein.«

Der Mann war groß und schlank. Ein schlichter, von den schmierigen Schuppen der Nachtluft durchtränkter Wollumhang hüllte ihn ein. Seinen wohlgeformten Kopf zierte eine polierte Glatze, das Kinn schmückte ein sorgfältig gestutzter weißer Bart. Seine Augen waren hell, doch der Kranz von Runzeln um sie herum verriet Alter und Müdigkeit. Als Ponsika, noch immer stumm, gegangen war, wandte sich der Ankömmling, der sie die ganze Zeit verwundert gemustert hatte, Herakles zu. »Also ist etwas Wahres an deinem Ruf?«

»Was besagt mein Ruf?«

»Dass die Rätsellöser im Antlitz der Menschen und in der Gestalt der Dinge lesen können wie in einem Buch. Dass sie die Sprache der äußeren Erscheinungen verstehen und sie zu übersetzen vermögen. Verbirgt deine Sklavin darum ihr Gesicht hinter einer ausdruckslosen Maske?«

Herakles war aufgestanden, um eine Schale mit Obst und einen Krug Wein zu holen. Mit dem Anflug eines Lächelns erwiderte er: »Ich will, bei Zeus, wahrhaftig nicht selber meinen Ruf leugnen. Meine Sklavin aber verbirgt ihr Gesicht mehr um meiner Ruhe als um ihres eigenen Seelenfriedens willen. Sie wurde als Kind von lydischen Räufern entführt, die sich in einer Nacht vielfachen Besäufnisses den Spaß machten, ihr das Gesicht zu verbrennen und die kleine Zunge herauszureißen ... Nimm von dem Obst, wenn du willst ... Offenbar erbarmte sich dann einer der Banditen oder witterte die Möglichkeit zu einem Geschäft und nahm sie bei sich auf. Später verkaufte er sie als Hausklavin. Ich habe sie vor zwei Jahren auf dem Markt erstanden. Ich mag sie, weil sie schweigsam ist wie eine Katze und dienstfertig wie ein Hund, ihre zerstörten Gesichtszüge aber missfallen mir.«

»Ich verstehe«, sagte der Mann. »Du hast zu viel Mitleid mit ihr.«

»Oh, nein, keineswegs«, entgegnete Herakles. »Aber ihre Züge lenken mich ab. Meine Augen lassen sich nur zu häufig von der komplexen Vielfalt alles Geschauten verlocken: Bevor du kamst, war ich zum Beispiel versunken in den Verlauf jenes eigentümlichen Risses an der Wand, sein Bett und seine Zuflüsse, seinen Ursprung ... Das Gesicht meiner Sklavin ist ein Gewirr unendlich vieler, spiralförmiger Risse, ein andauerndes Rätsel für meinen unersättlichen Blick, und so habe ich beschlossen, es zu verdecken, indem ich ihr befahl, diese aller menschlichen Züge ermangelnde Maske zu tragen. Ich bin gern von einfachen Dingen umgeben: vom Viereck eines Tisches, von den Kreisformen der Gläser – schlichte, geometrische Formen. Meine Arbeit besteht genau im Gegenteil dessen: im Entziffern des Verworrenen. Aber nimm doch auf dem Sofa Platz, bitte ... In dieser Schale

ist frisches Obst, süße Feigen zumal. Ich bin versessen auf Feigen, du nicht? Auch ein Glas unverdünnten Weines kann ich dir anbieten.«

Der Mann, der Herakles' ruhigen Worten mit wachsendem Erstaunen gelauscht hatte, setzte sich langsam auf das Speisesofa und lehnte sich zurück. Der vom Schein des Öllämpchens auf dem Tisch geworfene Schatten seines Kahlkopfs zeichnete sich an der Wand als vollkommene Kugel ab. Der Schatten von Herakles' Kopf – ein massiger Kegelstumpf, die Oberkante bewachsen von einem kurzen Moos silbergrauen Haars – ragte bis zur Decke.

»Danke. Vorerst nehme ich mit dem Sofa vorlieb«, sagte der Mann.

Herakles zuckte die Achseln, entfernte ein paar Papyri vom Tisch, rückte die Obstschale heran, setzte sich und nahm eine Feige.

»Was kann ich für dich tun?«, fragte er freundlich.

In der Ferne hallte ein lauter Donnerschlag. Nach einer Pause sagte der Mann: »Eigentlich weiß ich es nicht. Ich habe gehört, dass du Geheimnisse aufklärst. Ich bin gekommen, um dir eines anzutragen.«

»Zeig es mir«, erwiderte Herakles.

»Wie bitte?«

»Zeig mir das Geheimnis. Ich löse nur Rätsel, die ich anschauen kann. Ist es ein Text? Ein Gegenstand?«

Die Miene des Mannes – gerunzelte Brauen, offener Mund – verriet abermals Verwunderung, während Herakles mit einem einzigen Biss den Kopf der Feige glatt abtrennte.³

³ *Ich übersetze wörtlich »der Kopf der Feige«, obwohl ich nicht recht weiß, was der anonyme Autor damit meint:*

»Nein, nichts dergleichen«, antwortete er langsam.
»Das Geheimnis, das ich dir anbieten will, ist etwas, das war, aber schon nicht mehr ist. Eine Erinnerung. Oder die *Idee* einer Erinnerung.«

»Wie soll ich so etwas lösen?« Herakles lächelte. »Ich übersetze nur, was meine Augen lesen können. Ich überschreite nicht die Grenze der Wörter ...«

Der Mann blickte ihn fest, gleichsam herausfordernd an. »Jenseits der Wörter sind immer *Ideen*, mögen sie auch unsichtbar sein. Und sie sind das einzig Wichtige.«⁴ Der Kugelschatten glitt langsam abwärts, während der Mann den Kopf senkte. »Wir zumindest glauben an die selbständige Existenz der Ideen. Aber ich will mich vorstellen: Mein Name ist Diagoras, ich gehöre zum Demos Medontes und lehre Philosophie und Geometrie an der Schule in den Gärten des Akademos. Du weißt schon – ›Akademie‹ wird sie genannt. Die Schule, der Platon vorsteht.«

Möglicherweise das dickere, fleischige Ende, doch ebenso könnte das direkt am Stiel hängende Stück gemeint sein. Aber vielleicht ist die Wendung nur ein literarischer Kunstgriff, um die Vokabel »Kopf« zu betonen, die offenkundig als neues eidetisches Wort immer mehr Raum gewinnt. (Anm. d. Übers.)

⁴ *Es kommt mir vor, als ob die letzten Wendungen »Jenseits der Wörter sind immer IDEEN« sowie »Und sie sind das einzig Wichtige« unabhängig von ihrer Funktion innerhalb des fiktiven Dialogs zugleich eine Botschaft des Autors enthalten, mit der er die vorhandene Eidesis hervorheben will. Montalo hat offenbar wie immer nichts davon bemerkt. (Anm. d. Übers.)*

Herakles nickte. »Ich habe von der Akademie gehört und kenne Platon flüchtig. Obwohl ich zugeben muss, dass ich ihn in letzter Zeit selten gesehen habe.«

»Das wundert mich nicht«, erwiderte Diagoras. »Er ist sehr beschäftigt mit dem Abfassen eines neuen Buches für seinen Dialog über die ideale Regierung. Aber ich bin nicht gekommen, um mit dir über ihn zu reden, sondern über ... einen meiner Schüler: Tramakos, den Sohn der Witwe Etis, den Jüngling, der vor ein paar Tagen von den Wölfen zerrissen wurde ... Du weißt doch, wen ich meine?«

Das zur Hälfte vom Lampenschein beleuchtete fleischige Antlitz von Herakles blieb ausdruckslos. Aha, Tramakos war also ein Schüler der Akademie, dachte er. Darum hat Platon der Mutter sein Beileid bekundet. Mit neuerlichem Kopfnicken sagte er: »Ich kenne seine Familie, aber ich wusste nicht, dass Tramakos ein Schüler der Akademie war ...«

»Er war es«, erwiderte Diagoras. »Und obendrein ein ausgezeichneteter.«

Herakles verschränkte die Köpfe seiner dicklichen Finger ineinander und sagte: »Und das Geheimnis, das du mir antragen willst, hängt mit Tramakos zusammen?«

»Unmittelbar«, bestätigte der Philosoph.

Herakles verweilte einen Augenblick in Nachdenken. Dann vollführte seine Hand eine vage Geste. »Na schön. Erzähl es mir, so gut du kannst, und wir werden sehen.«

Der Blick des Diagoras von Medontes versenkte sich in den spitzen Umriss des Flammenhaupts, das sich gleich einer Pyramide über dem Docht der Lampe erhob, während seine Stimme die Worte einzeln und deutlich formte: »Ich war sein wichtigster Mentor und war stolz auf

ihn. Tramakos besaß alle edlen Eigenschaften, die Platon von denen verlangt, die zu weisen Hütern der Stadt werden wollen: Er war schön, wie es nur ein von den Göttern Gesegneter sein kann; er verstand sich aufs kluge Disputieren; seine Fragen zielten stets auf das Wesentliche; sein Betragen war vorbildlich; sein Geist bewegte sich im Einklang mit der Musik, und sein schlanker Körper war durch Turnübungen geformt ... Er stand kurz vor der Volljährigkeit und brannte darauf, Athen im Heer zu dienen. Da ich ihn sehr schätzte, stimmte es mich traurig, dass er die Akademie bald verlassen sollte; doch zugleich erfreute es mein Herz, zu sehen, dass seine Seele bereits alles gelernt hatte, was ich sie zu lehren vermochte, und dass sie überdies darauf vorbereitet war, das Leben kennen zu lernen ...«

Diagoras verstummte. Sein Blick löste sich nicht von dem stillen Wogen der Flamme.

Mit matter Stimme fuhr er fort: »Und dann, es ist jetzt ungefähr einen Monat her, bemerkte ich auf einmal, dass etwas Seltsames mit ihm geschah ... Er wirkte bekümmert. Er konzentrierte sich nicht auf den Unterricht, vielmehr sonderte er sich von seinen Gefährten ab, lehnte an der Wand, so weit wie möglich von der Schreibtafel entfernt, gleichgültig gegenüber dem Wald von Armen, die sich auf meine Fragen hin wie langhalsige Köpfe reckten, als ob ihn die Weisheit gar nicht mehr interessierte ... Anfangs wollte ich diesem Betragen nicht allzu viel Bedeutung beimessen: Du weißt ja, in dem Alter hat man vielfältige Probleme, sie brechen so rasch auf, wie sie vorüber sind. Doch sein Desinteresse hielt an, ja verschlimmerte sich. Er fehlte häufig im Unterricht, erschien nicht zu den sportlichen Übungen im *gymnásion* ... Ein paar seiner Kameraden hatten die Veränderung ebenfalls bemerkt, wussten aber nicht, worauf

sie zurückzuführen sei. Ob er krank war? Ich beschloss, ihn unter vier Augen zur Rede zu stellen. Denn noch glaubte ich, sein Problem sei nicht von großem Belang – vielleicht Liebeskummer –, du weißt schon, in dem Alter kommt das häufig vor ...« Herakles bemerkte verwundert, dass Diagoras errötete wie ein Jüngling. Er sah auch, wie er schluckte, bevor er weitersprach: »Eines Abends traf ich ihn während einer Unterrichtspause allein im Garten an, neben der Statue der Sphinx ...«

Der Jüngling stand seltsam still zwischen den Bäumen. Er schien den steinernen Kopf des Weibes mit dem Löwenleib und den Adlerschwingen zu betrachten, aber seine lang anhaltende Reglosigkeit – in der er so sehr der Statue glich – deutete darauf hin, dass er mit den Gedanken ganz woanders war. Der Mann überraschte ihn in einer eigentümlichen Positur: Er stand da, die Arme seitlich an den Körper gelegt, den Kopf leicht gesenkt, die Fußknöchel aneinander gepresst. Die Abenddämmerung war kühl, aber der Junge trug nur ein leichtes Gewand, kurz wie der Chiton der Spartaner, das im Wind flatterte und seine weißen Arme und Oberschenkel entblößte. Die braunen Locken wurden von einem Band zusammengehalten. An den Füßen hatte er schmückende Sandalen. Der Mann trat erstaunt näher. Der Junge bemerkte seine Anwesenheit und wandte sich ihm zu.

»Ach, Meister Diagoras. Ihr seid das ...«

Und er wollte weggehen. Doch der Mann sagte: »Warte, Tramakos. Ich wollte ja gerade allein mit dir sprechen.«

Der Junge blieb stehen, mit dem Rücken zu ihm (die weißen Schulterblätter nackt), und drehte sich dann lang-

sam um. Der Mann, der ihm liebevoll begegnen wollte, bemerkte, wie verkrampft seine geschmeidigen Glieder waren, und lächelte ihm besänftigend zu. Dann sagte er: «Bist du nicht zu sehr entblößt? Es ist ein bisschen kalt für deine leichte Bekleidung ...»

»Ich verspüre keine Kälte, Meister Diagoras.«

Der Mann strich zärtlich über die gewellten Muskeln am linken Arm seines Schülers. »Bestimmt nicht? Deine Haut ist eiskalt, mein armer Sohn ... und du scheinst zu zittern.«

Er trat noch näher an ihn heran, getrieben von der Zuneigung, die er für den Jungen empfand, und zerteilte sanft, mit einer fast mütterlichen Geste, die auf der Stirn gekräuselten braunen Locken. Wieder einmal erstaunten ihn die Anmut jenes makellosen Antlitzes, die schönen honigfarbenen Augen, die ihn unter heftigem Wimpernschlagen anschauten.

»Höre, mein Junge«, sagte er, »deine Kameraden und ich haben bemerkt, dass etwas mit dir ist. Du bist in letzter Zeit wie verwandelt.«

»Nein, Meister, ich ...«

»Hör mich an«, drang der Mann sanft in ihn; seine Finger umspannten das glatte Oval des Jungengesichts und fassten es behutsam am Kinn, als ob sie einen Pokal aus purem Gold berührten. »Du bist mein bester Schüler, und ein Lehrer kennt seinen besten Schüler sehr genau. Seit fast einem Monat scheint dich nichts mehr zu interessieren, du beteiligst dich nicht an den Lehrgesprächen. Warte, unterbrich mich nicht. Du hast dich von deinen Kameraden abgesondert, Tramakos ... Es ist offensichtlich, dass etwas mit dir ist, mein Junge. Sag mir nur, was, und ich schwöre bei den Göttern, dass ich dir helfen will, denn meine Macht ist nicht unerheblich. Ich werde mit niemandem darüber sprechen, wenn du

nicht willst. Darauf hast du mein Wort. Aber vertrau mir ...«

Die braunen Augen des Jungen blickten starr, weit geöffnet, in die Augen des Mannes. Vielleicht zu weit geöffnet. Einen Moment lang herrschte Schweigen und Stille. Dann bewegte der Junge langsam die rosigen, kaltfeuchten Lippen, als wolle er etwas sagen, aber er sprach nicht. Seine Augen waren noch immer aufgerissen, sie traten hervor wie kleine elfenbeinerne Köpfe mit unermesslich tiefen schwarzen Pupillen. Der Mann bemerkte etwas Seltsames in diesen Augen, und er war so versunken in ihren Anblick, dass er kaum wahrnahm, wie der Junge, ohne den Blick von ihm zu lösen, ein paar Schritte rückwärts tat, der weiße Körper noch immer starr und steif, die Lippen zusammengepresst ...

Noch lange, nachdem der Junge geflohen war, stand der Mann regungslos da.

»Er hatte Todesangst«, sagte Diagoras nach tiefem Schweigen.

Herakles nahm noch eine Feige aus der Schale. In der Ferne hallte ein Donnerschlag wider, gleich dem wellenförmigen Erzittern einer Klapperschlange. »Woher weißt du das? Hat er es dir gesagt?«

»Nein. Ich erzählte ja schon, er flüchtete, ehe ich ein weiteres Wort hervorbringen konnte, so verwirrt war ich ... Doch obwohl mir deine Fähigkeit mangelt, in den Gesichtern der Menschen zu lesen, habe ich Angst schon zu oft gesehen, und ich denke, ich vermag sie zu erkennen. Tramakos' Schrecken war der entsetzlichste, den ich je gesehen habe. Sein Blick war ganz erfüllt davon. Als ich es bemerkte, war ich zu keiner Reaktion fähig ... Es war, als ob ... als ob mich seine Augen mit ihrem Ent-

setzen in Starre versetzt hätten ... Als ich um mich blickte, war er schon fort. Ich bekam ihn nicht wieder zu sehen. Anderntags sagte mir einer seiner Freunde, er sei auf die Jagd gegangen. Ich wunderte mich ein wenig darüber, denn der Gemütszustand, in dem ich ihn am Vorabend angetroffen hatte, erschien mir nicht der günstigste für diese Betätigung, aber ...«

»Wer sagte dir, dass er auf die Jagd gegangen sei?«, unterbrach ihn Herakles und umfasste den Kopf einer weiteren Feige, einer von den vielen, die über den Rand der Schale ragten.

»Euneos, einer seiner besten Freunde. Der andere war Antisos, Praxinoes Sohn.«

»Beide gleichfalls Schüler der Akademie?«

»Ja.«

»Gut. Bitte erzähle weiter.«

Diagoras strich sich mit einer Hand über den Kopf (auf dem Schatten an der Wand glitt ein kriechendes Tier über die ölig glatte Kugelfläche) und sagte: »Genau an dem Tag wollte ich mit Antisos und Euneos sprechen. Ich fand sie im *gymnásion* ...

Erhobene, sich schlängelnde Hände, die mit dem feinschuppigen Regen spielen; schlanke, feuchte Arme; vielfaches Lachen, vom Plätschern des Wassers zerteilte Scherzworte, zusammengepresste Lider, gereckte Köpfe; ein Schubser und abermals ein Hall von sich ausbreitendem Gelächter. Von oben gesehen mochte man an eine aus den Jünglingsleibern geformte Blume denken oder an einen einzigen Körper mit mehreren Köpfen; Arme wie wogende Blütenblätter; Dampf, der diese ölige vielfache Nacktheit lieb kostete; eine feuchte Wasserzunge, die aus dem Maul eines Wasserspeiers hervorschoss; schlangenförmige Bewegungen ... Gebärden der fleischernen

Blume ... Und unversehens ist unser Blick verhüllt vom dichten Hauch des Dampfes.⁵

Die Dunstschleier lichten sich wieder: Wir erkennen einen kleinen Raum – einen Umkleideraum, nach der Ansammlung von Untergewändern und Umhängen zu schließen, die an den weißgetünchten Wänden hängen –, und etliche mehr oder weniger bekleidete Jünglingskörper. Einer liegt, bar aller Kleidung, bäuchlings auf einem Liegesofa, und ein Paar gierige braune Hände gleiten über ihn hin und massieren mit langsamen Bewegungen seine Muskeln. Gelächter klingt auf: Nach der Dusche sind die Jünglinge zu Späßen aufgelegt. Das Zischen des aus den Kesseln mit heißem Wasser aufsteigenden Dampfes nimmt ab, versiegt ganz. Der Vorhang vor dem Eingang wird zur Seite geschoben, und das vielstimmige Gelächter verstummt. Ein hoch gewachsener, magerer Mann mit polierter Glatze und wohlgeschnittenem Kinnbart erweist den Jünglingen seinen Gruß, emsig erwidern sie ihn. Der Mann spricht – die Jünglinge hören aufmerksam auf seine Worte, lassen sich aber in ihren jeweiligen Betätigungen nicht stören. Sie

⁵ Dieser merkwürdige Abschnitt, der anscheinend in dichterischer Form das Duschen der Jünglinge im gymnásion beschreibt, enthält in gedrängter Synthese, doch nachdrücklich betont, fast alle eidetischen Elemente des zweiten Kapitels: darunter »Feuchtigkeit«, »Kopf« und »Wogen«. Auffällig ist auch das wiederholte, in mehreren Varianten auftretende »vielfach«, »vielfältig« sowie das schon früher vorkommende Wort »Schuppen«. Das Bild von der »fleischernen Blume« hingegen erscheint mir lediglich als eine beliebige, nichteidetische Metapher. (Anm. d. Übers.)

fahren fort, sich an- oder auszukleiden, ihre wohlgeformten Körper mit langen Tüchern trocken zu reiben oder die gewellten Muskeln mit öligen Salben einzuschmieren.

Der Mann wendet sich vor allem an zwei der jungen Männer: Der eine hat dichtes schwarzes Haar und stets gerötete Wangen und schnürt sich in gebückter Haltung die Sandalen; der andere ist der nackte Ephebe, der gerade eine Massage erhält, sein Gesicht – jetzt bekommen wir es zu sehen – ist wunderschön.

Der Raum verströmt Schwüle wie die Leiber. Dann windet sich vor unserem Blick ein Dunstwirbel empor, und das Bild entschwindet.

»Ich habe sie nach Tramakos gefragt«, berichtete Diagoras. »Anfangs begriffen sie nicht recht, was ich von ihnen wollte, doch beide gaben zu, dass ihr Freund sich verändert habe, obwohl sie sich die Ursache nicht zu erklären wussten. Dann aber eröffnete mir Lysilos, ein weiterer Schüler, der zufällig zugegen war, etwas Unglaubliches: Tramakos pflege seit einigen Monaten Umgang mit einer Hetäre vom Piräus namens Jasintra. »Vielleicht ist sie es, Meister, die den Wandel in ihm bewirkt hat«, setzte er schalkhaft hinzu. Antisos und Euneos bestätigten, sehr zurückhaltend, die Existenz dieser Beziehung. Ich war verwundert und auf eine gewisse Weise auch betrübt, doch zugleich empfand ich erhebliche Erleichterung: Dass mein Schüler einer Hafendirne schimpfliche Besuche abstattete und sie mir verschwiegen hatte, war angesichts seiner vornehmen Erziehung schon ein Anlass zu Kummer, aber wenn das Problem sich darauf beschränkte, so war, fand ich, nichts zu befürchten. Ich nahm mir vor, ihn bei einer günstigeren Gelegenheit erneut anzusprechen und auf vernünftige Art zu erörtern, wie sein Geist so vom Weg abkommen konnte.«

Diagoras schwieg. Herakles Pontor hatte eine weitere, an der Wand stehende Öllampe angezündet, und die von den Köpfen geworfenen Schatten vervielfachten sich: Herakles' Kegelstümpfe bewegten sich nun als Zwillingpaar über die Lehmziegelmauer, Diagoras' Kugelformen nachdenklich, still, nur gestört von der Asymmetrie des über seinen Nacken wallenden weißen Haars und des gepflegten Bartes. Als er mit seiner Erzählung fortfuhr, wirkte Diagoras' Stimme plötzlich wie tonlos.

»Aber dann ... noch in derselben Nacht, im Morgenrauen, riefen mich die Soldaten der Grenzwache ... Ein Ziegenhirt hatte seinen Leichnam im Wald gefunden, nahe dem Lykabettos, und die Wache verständigt. Als sie ihn identifiziert hatten, riefen sie mich hinzu, da sie wussten, dass in seinem Zuhause keine Männer waren, um die Nachricht entgegenzunehmen, und sich sein Onkel Daminos nicht in der Stadt aufhielt.«

Er legte abermals eine Pause ein. Zu hören war nur das ferne Gewitter und der Laut, der beim sanften Köpfen einer weiteren Feige entstand. Diagoras' Antlitz hatte sich verzerrt, als ob ihn jedes Wort große Anstrengung kostete.

»So seltsam es dir auch vorkommen mag«, sagte er, »ich fühlte mich schuldig ... Wenn ich an jenem Abend sein Vertrauen gewonnen, wenn ich erreicht hätte, dass er mir gestand, was mit ihm war ... Vielleicht wäre er dann nicht auf die Jagd gegangen ... und könnte noch leben.« Er hob die Augen zu seinem beleibten Gesprächspartner, der ihm, mit ruhiger Miene im Stuhl zurückgelehnt, lauschte, als sei er kurz vorm Einschlafen. »Ich kann dir sagen, ich habe entsetzliche Tage verbracht bei dem Gedanken, dass Tramakos überstürzt auf die verhängnisvolle Jagdpartie ging, nur um sich mir und meinem plumpen Vorgehen zu entziehen ... Darum habe ich

heute Nachmittag einen Entschluss gefasst: Ich will wissen, was mit ihm war, was ihm solche Angst einflößte, und inwiefern ich ihm durch mein Eingreifen hätte helfen können ... Darum komme ich zu dir. In Athen sagen die Leute: Um die Zukunft zu kennen, braucht es das Orakel von Delphi, doch um die Vergangenheit zu kennen, reicht es, den Rätsellöser zu beauftragen ...«

»Das ist absurd!«, rief Herakles impulsiv.

Diagoras erschrak fast über die unerwartete Reaktion: Herakles stand mit einem Ruck auf, riss dabei sämtliche Schattenbilder seines Schädels mit empor und fing an, mit kleinen Schritten durch den feuchten, kalten Raum zu wandern, während seine dicken Finger über eine der klebrigen Feigen strichen, die er sich gerade geholt hatte. Dann fuhr er im selben erregten Ton fort: »Ich enträtsele die Vergangenheit nicht, wenn ich sie nicht sehen kann: Ein Text, ein Gegenstand oder ein Gesicht sind Dinge, die ich *sehen* kann, du aber erzählst mir etwas von Erinnerungen, Eindrücken ... Meinungen! Wie soll ich mich davon leiten lassen? Du erklärst, dein Schüler sei seit einem Monat ›bekümmert‹ gewesen, was aber bedeutet ›bekümmert‹?« Er reckte einen Arm zur Decke. »Eine Sekunde, bevor du in mein Zimmer tratst, hättest du auch von mir sagen können, ich sei ›bekümmert‹ gewesen, als ich diesen Riss betrachtete! Weiter behauptest du, du hättest den Schrecken in seinen Augen gesehen ... Den Schrecken! Ich frage dich: Stand der Schrecken etwa mit ionischen Lettern in seinen Pupillen geschrieben? Ist die Angst ein Wort, das in die Linien unserer Stirn eingekerbt ist? Oder ist sie vielleicht eine Zeichnung, so wie dieser Riss in der Wand? Tausend verschiedene Gefühle könnten den gleichen Blick hervorrufen, den du allein dem Schrecken zuschreibst!«

Ein wenig verlegen entgegnete Diagoras: »Ich weiß,

was ich gesehen habe. Tramakos war von Todesangst erfüllt.«

»Du weißt, was du *glaubst*, gesehen zu haben«, verbesserte ihn Herakles. »Wahres Wissen besteht darin, zu wissen, wie viel Wahrheit wir überhaupt nur zu erkennen vermögen.«

»Ähnlich dachte Platons Lehrer Sokrates«, räumte Diagoras ein. »Er sagte, er wisse nur, dass er nichts wisse, und über diesen Standpunkt sind wir uns sogar alle einig. Aber unsere Seele hat auch Augen, und wir können mit ihr Dinge sehen, die unsere körperlichen Augen nicht sehen ...«

»Ach so?« Herakles blieb mit einem Ruck stehen. »Dann sag mir: Was siehst du hier?« Er hob rasch die Hand und hielt sie Diagoras dicht vor das Gesicht: Zwischen seinen dicken Fingern ragte ein dunkelgrüner, klebriger Kopf.

»Eine Feige«, antwortete Diagoras nach einem Augenblick der Überraschung.

»Eine Feige wie alle andern?«

»Ja. Sie wirkt unversehrt. Sie ist von schöner Farbe. Es ist eine normale, durchschnittliche Feige.«

»Ha, das ist der Unterschied zwischen uns beiden!«, rief Herakles triumphierend. »Ich betrachte dieselbe Feige und meine, daß sie eine normale, durchschnittliche Feige zu sein *scheint*. Ich mag sogar zu der Meinung gelangen, dass es sich *höchstwahrscheinlich* um eine normale, durchschnittliche Feige handelt, aber weiter gehe ich nicht. Will ich mehr wissen, muss ich sie aufbrechen – wie ich es schon mit dieser getan habe, während du noch sprachst ...«

Er klappte sachte die beiden bisher zusammengehaltenen Feigenhälften auseinander: Mit einer einzigen schlangenförmigen Bewegung reckten sich viele winzig kleine

Köpfe erbot aus dem dunklen Innern, sie drehten und wanden sich und ließen ein ganz, ganz schwaches Zischen hören. Diagoras verzog angeekelt den Mund.

»Und wenn ich sie aufbreche ...,« fuhr Herakles fort, »dann bin ich nicht so überrascht wie du, falls die Wahrheit nicht meinen Erwartungen entspricht!«

Er klappte die Feige wieder zusammen und legte sie auf den Tisch. Dann sprach er weiter, auf einmal in viel ruhigerem Ton, ähnlich dem zu Beginn ihres Gesprächs: »Ich wähle sie persönlich auf der Agora am Marktstand eines der hier ansässigen fremden Händler, einem Mötcken aus: Er ist ein braver Mann und betrügt mich fast nie, kann ich dir versichern, zumal er weiß, dass ich mich mit Feigen bestens auskenne. Aber manchmal spielt einem die Natur einen Streich.«

Diagoras' Kopf war wieder rot angelaufen. Er rief aus: »Willst du nun die Arbeit annehmen, die ich dir antrage, oder redest du lieber weiter über Feigen?«

»Versteh mich recht, so eine Aufgabe kann ich nicht annehmen.« Der Rätsellöser ergriff den Krug und schenkte in einen der Becher schweren, unverdünnten Wein ein. »Es wäre Verrat an mir selbst. Was habe ich von dir bekommen? Lediglich Mutmaßungen – und noch nicht einmal meine eigenen, sondern deine Mutmaßungen.« Er schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Willst du einen Schluck Wein?«

Doch Diagoras hatte sich bereits erhoben, aufgereckt wie ein Schilfrohr. Seine Wangen brannten vor Röte. »Nein, ich will keinen Wein. Und ich will dir auch nicht weiter die Zeit rauben. Mir ist klar, dass ich mich irrte, als ich mich gerade an dich wandte. Entschuldige. Du hast deine Pflicht getan, indem du meine Bitte ablehntest, und ich die meine, indem ich sie dir vortrug. Hab eine gute Nacht ...«

»Warte«, versetzte Herakles, scheinbar gleichmütig, als habe Diagoras beim Aufbruch lediglich etwas vergessen. »Ich sagte, ich kann mich mit *deiner* Arbeit nicht befassen, falls du mich aber für eine *eigene* Arbeit bezahlen willst, würde ich dein Geld annehmen.«

»Soll das ein Witz sein?«

Herakles' Augenköpfe funkelten vielfältig vor Schalk, als sei alles von ihm bislang Gesagte tatsächlich nur ein gewaltiger Scherz. Er erklärte: »In der Nacht, als die Soldaten Tramakos' Leiche brachten, hat ein verrückter Greis namens Kandalos die ganze Nachbarschaft in meinem Viertel geweckt. Ich lief wie alle übrigen hinaus, um zu sehen, was los war, und konnte mir den Leichnam genau anschauen. Ein Arzt, Aschylos, untersuchte ihn gerade, doch dieser Pfuscher vermag nicht über die eigene Nasenspitze hinauszusehen. Ich hingegen *sah* etwas, das mir merkwürdig vorkam. Ich hatte seither nicht mehr daran gedacht, aber bei deinem Vorschlag ist es mir wieder eingefallen.« Er dachte nach und strich sich dabei über den Bart. Dann rief er, wie nach einem plötzlichen Entschluss: »Ja, ich will mich darauf einlassen, das Geheimnis um deinen Schüler aufzuklären, Diagoras, aber nicht darum, weil du im Gespräch mit ihm etwas zu sehen *glaubtest*, sondern weil ich beim Betrachten seiner Leiche etwas *sah!*«

Damit war keine der vielen Fragen, die sich in Diagoras' Kopf erhoben, auch nur im Geringsten beantwortet.

Der Rätsellöser setzte lediglich noch hinzu: »Sprechen wir nicht von der Feige, ehe sie aufgebrochen ist. Ich will dir jetzt lieber nicht mehr verraten, da ich mich auch täuschen kann. Aber vertrau auf mich, Diagoras: Wenn ich *mein* Rätsel löse, wird deines wahrscheinlich gleichfalls gelöst. Wenn du willst, erläutere ich dir jetzt meinen Honorarsatz.«

Sie wandten sich dem vielköpfigen ökonomischen Aspekt zu und wurden sich einig. Herakles erklärte, dass er am folgenden Tag mit der Ermittlung beginnen werde: Er würde nach dem Piräus reisen und versuchen, die Hetäre zu finden, mit der sich Tramakos eingelassen hatte.

»Kann ich nicht mitkommen?«, fragte Diagoras. Und als der Rätsellöser ihn verwundert anschaute, setzte er erklärend hinzu: »Ich weiß, dass es nicht notwendig ist, aber es würde mir *Freude* machen. Ich will mitarbeiten. Es würde mir das Gefühl geben, dass ich Tramakos doch noch helfen kann. Ich verspreche zu tun, was immer du mich heißt.«

Achselzuckend und lächelnd erwiderte Herakles Pontor: »Nun gut, da es ja dein Geld ist, Diagoras, nehme ich an, dass du alles Recht der Welt besitzt, mit von der Partie zu sein.«

In diesem Augenblick erhoben die vielen, unter seinen Füßen zusammengerollten Schlangen ihre schuppigen Köpfe und ließen wütend ihre klebrigen Zungen hervorschnellen.⁶

⁶ *Sicherlich haben diese Schlusszeilen den Leser ebenso überrascht wie mich! Die Möglichkeit einer komplizierten Metapher sollten wir von vornherein ausschließen, dürfen darum aber auch nicht in übertriebenen Realismus verfallen: Sich vorzustellen – wie Montalo meint –, dass auf dem Fußboden von Herakles' Wohnung »zahllose zusammengerollte Schlangen« hausen und dass sich darum der gesamte vorangegangene Dialog zwischen Diagoras und dem Rätsellöser – ich zitiere Montalo – »an einem Ort voller Schlangen abspielte, die mit kalter Langsamkeit über die Arme oder Beine der Protagonisten*

kriechen, während diese in ihrem Gespräch fortfahren, ohne es zu bemerken«, heißt die Dinge zu weit treiben. (Die Erklärung, die dieser illustre Fachmann für griechische Literatur anführt, ist absurd: »Warum sollten in dem Raum keine Schlangen sein, wenn der Autor es so will?«, behauptet er. »Das letzte Wort über das Geschehen in der Welt seines Werkes hat der Autor, nicht wir.«) Doch der Leser braucht sich darum nicht zu sorgen: Dieser letzte Satz über die Schlangen ist reine Phantasie. Natürlich gilt dies auch für alle vorhergehenden Sätze, da es sich ja um ein Werk der Fiktion handelt, doch, man verstehe mich recht, dieser eine Satz ist eine Phantasie, die der Leser nicht glauben soll, während die übrigen, gleichfalls fiktiven, zumindest während der Zeit des Lesens geglaubt werden sollen, damit die Erzählung einen bestimmten Sinn gewinnt. In Wirklichkeit ist der einzige Zweck dieses absurden Geschehens am Schluss aus meiner Sicht eine Verstärkung der Eidesis: Der Autor will uns nochmals auf das in diesem Kapitel versteckte Bild hinweisen. Doch selbst so ist der Kunstgriff irreführend: Der Leser möge nicht in den Fehler verfallen, an die NÄCHSTLIEGENDE Lösung zu denken!

Heute Morgen, als meine Übersetzung noch gar nicht bis zu dieser Stelle gediehen war, entdeckten Helena und ich auf einmal nicht nur das richtige eidetische Bild, sondern – so glaube ich – auch den Schlüssel zum ganzen Buch. Wir berichteten umgehend Elio davon, unserem Chef.

»Feuchtkalt, ›klebrig, ›ölig, ›sich winden, ›kriechende Bewegungen ... Vielleicht spricht er von einer Schlange«, meinte Elio. »Erstes Kapitel, ein Löwe. Zweites Kapitel, eine Schlange.«

»Aber was ist mit dem ›Kopf?«, wandte ich ein. »Warum so oft die ›vielen Köpfe?« Elio zuckte die Achseln

und gab die Frage an mich zurück. Da zeigte ich ihm die kleine Figur, die ich von zu Hause mitgebracht hatte. »Helena und ich meinen, es herausgefunden zu haben. Siehst du hier? Das ist die Figur der Hydra, des sagenhaften Ungeheuers mit den vielen Schlangenköpfen, die, sobald sie abgeschlagen werden, nachwachsen. Daher auch das Herumreiten auf dem ›Köpfen‹ der Feigen.«

»Doch das ist noch nicht alles«, fiel hier Helena ein: »Die Tötung der Hydra von Lerna war die zweite Arbeit, die Herkules, der Held zahlreicher griechischer Sagen, vollbrachte.«

»Ja und?«, fragte Elio.

Nun ergriff ich entflammt das Wort. »DAS RÄTSEL DES PHILOSOPHEN hat zwölf Kapitel, und der Überlieferung nach verrichtete Herkules – oder griechisch Herakles – insgesamt zwölf Arbeiten. Außerdem heißt die Hauptfigur des Werkes so, Herakles. Und die erste Arbeit von Herkules oder Herakles bestand darin, den Nemeischen Löwen zu töten – und die verborgene Idee des ersten Kapitels ist ein Löwe.«

»Und die des zweiten die Hydra«, schloss Elio flink. »Alles passt zusammen, tatsächlich. Jedenfalls vorerst.«

»Vorerst?« Der Nachsatz irritierte mich ein wenig. »Was meinst du damit?«

Elio lächelte ungerührt. »Ich bin einverstanden mit euren Schlussfolgerungen«, erklärte er, »aber eidetische Bücher sind tückisch: Bedenkt, dass es sich um den Umgang mit völlig imaginären Gegenständen handelt. Noch nicht einmal mit Wörtern, sondern mit – Ideen. Mit herausgearbeiteten Bildern. Wie können wir da sicher sein, welches der Schlüssel zum Ganzen ist, den der Autor im Kopf hatte?«

»Ganz einfach«, entgegnete ich, »es kommt nur darauf an, dass wir unsere Theorie beweisen. Die dritte Arbeit

bestand den meisten Überlieferungen zufolge darin, den Erymanthischen Eber zu fangen: Wenn das versteckte Bild des dritten Kapitels auf einen Eber hinweist, haben wir einen weiteren Beweis für unsere Theorie.«

»Und immer so weiter, bis zum Ende«, meinte Helena ruhig.

»Ich habe noch etwas einzuwenden«, sagte Elio und kratzte sich den kahlen Schädel. »Zu der Zeit, als das Werk geschrieben wurde, stellten die Arbeiten des Herkules durchaus kein Geheimnis dar. Weshalb eine Eidesis verwenden, um sie zu verbergen?«

Stille trat ein.

»Ein guter Einwand«, gab Helena zu. »Doch nehmen wir einmal an, der Autor habe eine Eidesis der Eidesis entwickelt, so dass sich hinter den Arbeiten des Herkules wiederum ein anderes Bild verbirgt.«

»Und immer so weiter, bis ins Unendliche?«, unterbrach sie Elio. »Dann könnten wir die ursprüngliche Idee nie erkennen. Wir müssen irgendwo Halt machen. Deinem Gedanken zufolge, Helena, kann alles Geschriebene den Leser auf ein Bild verweisen, das seinerseits auf ein anderes Bild verweist, und dieses wiederum auf ein drittes. Dann wäre Lesen unmöglich!«

Beide blickten mich an und warteten darauf, was ich dazu meinte. Ich gab zu, dass ich es ebenfalls nicht begriff. »Der Originaltext wurde von Montalo herausgegeben«, sagte ich, »aber unverständlicherweise hat er offenbar nichts bemerkt. Ich habe ihm geschrieben. Vielleicht hilft uns seine Ansicht weiter.«

»Montalo, sagtest du?« Elio zog die Augenbrauen hoch. »Oh, ich fürchte, die Zeit hättest du dir sparen können. Wusstest du das nicht? Es stand überall ... Montalo ist voriges Jahr gestorben. Du hast auch nichts davon gehört, Helena?«

»Nein«, bekannte sie und warf mir einen mitfühlenden Blick zu. »Wie es der Zufall so will.«

»Na klar«, meinte Elio und wandte sich mir zu. »Und da die einzige Ausgabe des Originals von ihm stammt und die bislang einzige Übersetzung von dir, sieht es so aus, als hinge es ausschließlich von dir ab, ob wir den Schlüssel zum RÄTSEL DES PHILOSOPHEN finden werden.«

»Wie es die Verantwortung so will«, witzelte Helena.

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. Und ich grübele immer noch darüber. (Anm. d. Übers.)

*Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
La caverna de las ideas im Verlag Alfaguara,
Grupo Santillana de Ediciones, S.A., in Madrid.*

*Wir danken dem Artemis & Winkler Verlag für die freundliche
Genehmigung des Abdrucks des Zitats aus Die echten Briefe Platons,
übertragen und eingeleitet von Ernst Howald,
© 1951 Patmos Verlag GmbH & Co. KG,
Artemis & Winkler Verlag, Düsseldorf und Zürich.*

*Der Claassen Verlag ist ein Unternehmen der
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG*

ISBN 3-546-00221-0

© 2000 by José Carlos Somoza
© der deutschen Ausgabe 2001
Econ Ullstein List GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.
Gesetzt aus der Sabon und Souvenir
bei Franzis print & media GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck